



IVONNE  
HÜBNER

*Die*  
*Tuchhändlerin*

ROMAN



DRYAS

# *Die Tuchhändlerin*

*Historischer Roman von Ivonne Hübner*



# *Inhaltsverzeichnis*

[Erster Teil, 1](#)

[Erster Teil, 2](#)

[Zweiter Teil, 1](#)

[Zweiter Teil, 2](#)

[Dritter Teil, 1](#)

[Dritter Teil, 2](#)

[Bilder zum Buch](#)

[Impressum](#)

[Leseprobe](#)

*Meinen Töchtern*



## *Erster Teil*

in dem erzählt wird,  
wie ein Dorf von einer jungen Frau  
an der Nase herumgeführt wird

*Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,  
ist dem Tode schon anheimgegeben,  
wird für keinen Dienst auf Erden taugen,  
und doch wird er vor dem Tode beben,  
wer die Schönheit angeschaut mit Augen!*

*August Graf von Platen*

*Ein Dorf am Fuße des Zittauer Gebirges, Januar bis August  
1830*

Luisa und Ludwig Treuentzien begruben Emil Wanger noch vor dem Frühstück. Emil Wanger war neunzehn Jahre alt geworden, hatte gerade die Gesellenprüfung bestanden.

Luisa und ihr Vater gehörten nicht zu denen, die sich vor Wangers Grab stellten, um andächtig hineinzublicken und Erde oder Trockenblumen auf den Totensack zu werfen. Sie gehörten nicht zu den Dutzenden Webern, die sich die Zehen anfroren und auch nicht zu den Textilfabrikanten, die der Beisetzung ganz fernblieben. Luisa und ihr Vater

gehörten zu denen, die sich im Hintergrund hielten und sich alsbald vom Friedhof stahlen, um sich einem reichhaltigen Frühstück mit heißer Schokolade zu widmen. Der Tod war kein seltener Gast in einem harten Winter wie diesem und der Alltag ließ nicht viel Raum für Trauer. Schon gar nicht für Luisa und ihren Vater.

Es war Montag, und montags brachten die Weber die Ware ins Kontor. Leinen und Damaste. Luisa hatte die Auflagenbücher zu führen und machte sich ans Werk, um alles für die Warenannahme vorzubereiten. Wie sie es auf der Expedientenschule gelernt hatte, half sie ihrem Vater, die Weber, die vor dem Kontor von Export Treuentzienwarteten, einen nach dem anderen abzufertigen.

Luisa zog das wollene Umschlagtuch bis in den Nacken. Sie durfte sich nicht erkälten, wenn ihr Vater morgen nach Dresden aufbrechen und sie in seiner Abwesenheit das Kontor übernehmen wollte. Rasch trat sie an den Instrumentenschrank. Vater nahm ihr die Utensilien ab, die sie benötigten, um die Damaste der Weber auf ihre Qualität hin zu kontrollieren. Wortlos notierte Luisa die Gütekriterien, die er ihr zuraunte. Die Arbeit eines ganzen Winters, abgeurteilt zwischen fein gezogenen Graphit-Linien ihres Auflagenbuches.

Ein mangelhaftes Stück Tuch. Das erkannte Luisa sofort. Unregelmäßige Schussführung, schlampiger Fadenwechsel, sogar ein, zwei Fadenbrüche, mit nachlässigen Weberknoten geflickt. Sie hörte Vaters Zungenschnalzen, er

nannte ihr die Summe, die sie aus der Kasse nehmen sollte. Sie stellte sein Urteil nicht infrage, sondern zählte siebzehn Taler ab. Kein leichter Tag für den Wanger. Sie hörte ihn seufzen.

„Papa!“ Luisa zupfte ihrem Vater am Ärmel und zog ihn ein Stück vom Warentisch weg, damit der Weber nicht belauschte, was sie flüsterte: „Lass ihm die zwanzig Taler, weil ihm doch der Junge gestorben ist.“ Sie beobachtete ihren Vater, der sich mit der Hand durch das Haar fuhr. Obwohl er nach außen hin ungerührt schien, war ihr Vater kein Unmensch.

Nicht an seine Tochter wandte er sich, sondern an den Weber: „Die Zeiten sind schlecht, Herr Wanger. Sagen Sie mir, wieso ich Ihnen zwanzig Taler für ein Tuch geben sollte, das nur siebzehn wert ist?“

Der Weber Albert Wanger antwortete nicht. Luisas Vater, der viel gerühmte Expedient Treuentzien, nickte wie ein Oberschullehrer. Fehlte nur noch das „Na bitte!“. Aber das sparte sich Ludwig Treuentzien. Stattdessen offenbarte er dem armen Mann, dass er keinen weiteren Auftrag für ihn habe. Er hob den Blick, der Wanger senkte den seinen. Und Luisa erkannte in der gebeugten Gestalt des Webers die Verzweiflung. Der Leichnam des Sohnes kaum mit Erde bedeckt, stürzte die ganze Familie in den Abgrund der Arbeitslosigkeit. Luisa wusste, der Wanger würde sich auf Leinwand verdingen, wenn er keinen Damastauftrag bekam.

„Nun also hier ...“ Ihr Vater griff jetzt dergestalt in die Blechschatulle, dass die Münzen ordinär klimperten. „Zwanzig Taler, und nun fort mit Ihnen.“ Das meinte ihr Vater nicht böse, das wusste Luisa. Es klang auch nur gespielt barsch, eher väterlich. Der Weber, dirigiert vom Exporteur und seinesgleichen, verharrte auf seinem Flecken. Unangenehme Stille schob sich zwischen den Weber, den Expedienten und seine Tochter.

Luisa räusperte sich und rieb ihre Handflächen aneinander. „Wann wird sie niederkommen, Ihre Frau, Herr Wanger?“ Sie wusste, dass ihr Vater sie solch persönliche Fragen nicht gern an die Weber stellen hörte. Sie merkte sehr wohl, wie er schon wieder die Augenbrauen hochzog.

Jedenfalls kam der Weber nicht zum Antworten, denn ihr Vater sprach in mahnenden Worten: „Bei acht Kindern, Herr Wanger, und einem, das unterwegs ist, muss man gewissenhafter arbeiten!“

Der Weber nickte und schaute das Münztürmchen vor sich auf dem Tisch an. Zwanzig übereinander gestapelte silbern glänzende Scheibchen - so viel Geld. Für die Exporteure nicht den Löffel wert, den sie zum Munde führten. Und mit einem Male, als fiele von einem Nadelgeäst schwerer Schnee, der die Zweige emporschnellen und den Baum sich zu voller Größe und Pracht entfalten ließ, begradigte der Weber seinen gebeugten Rücken, sog Luft durch seine pfeifenden Lungen und nahm so viele Münzen mit Daumen und Zeigefinger auf, dass drei davon liegen blieben.

„Mmh, wer nicht will, der hat schon!“, sagte Luisas Vater, als der Weber das Büro längst verlassen hatte. „Und wo die Häusler Weber bleiben, möchte ich auch gern wissen.“

Auch Luisa stellte sich diese Frage, aber Meister Friedrich Weber erschien nicht bis zum Mittag und auch nicht bis zur Vesper, und bevor es dunkel werden konnte, schlossen sie die Listen mit dickem Tintenstrich ab, verstauten die Auftragsbücher und machten sich auf den Weg entlang der Mandau ins Niederdorf.

„Werfen wir die Münze, Vater.“ Luisa stapfte neben ihrem Vater her und konnte mit ihren von Leder besohlenen und mit Lammfell gefütterten Stiefeletten kaum Schritt halten. Die eisige Luft tat gut, erfrischte die Sinne. Es roch nach Torffeuern und Neuschnee und sie hörten das Vieh hinter dunklen Bohlenwänden scharren, während sie durchs Dorf gingen. Einer von ihnen musste zum Verleger gehen, der andere zu Meister Weber. Der Verleger wartete auf die Listen, Meister Weber auf den Anraunzer wegen der versäumten Abgabe.

Luisa klammerte sich an die Armbeuge ihres Vaters. Der hatte sehr schlechte Laune, weil seine Ware nicht vollständig war und weil ein Weber ihm die Stirn geboten hatte. Morgen in aller Herrgottsfrühe sollte die Ware nach Dresden gehen und Säumnisse waren nicht vorgesehen. „Wie ich das hasse! Es ist immer dasselbe mit denen! Ich bin für den Versand, den Export der Ware zuständig, nicht fürs Antreiben und Maßregeln. Ich bin der Expeditieur, nicht das Kindermädchen.“

„Glaub mir, Vater, die Weber haben keine Kinder-  
mädchen.“

Vor ihnen scheute ein Brauereipferd, als sie vom Oberen Mandauweg vom Fluss weg auf die Hauptstraße bogen. Luisa glitt auf den rutschigen Ledersohlen aus und musste vom Vater aufgefangen werden, um nicht zu stürzen. Der Kutscher rief eine Entschuldigung über seine Schulter. Er hatte zu tun, das Pferd im Zaum zu halten. Ihr Vatermurmelte wütend: „Die Wege vom Eise befreien tun die nicht. Weben tun die nicht! Was tun die überhaupt? Ich hasse es, zu ihnen gehen zu müssen wie ein Bittsteller.“

„So lass uns doch die Münze werfen.“

Seine Lachfältchen erwärmten sie. Er griff in seine Manteltasche und förderte einen Dreikreuzer zutage. „Wappen oder Zahl, Luisa? Wappen heißt Liebig, Zahl heißt Familie Weber.“

„Zahl.“

„So, so.“ Ein interessierter Augenaufschlag seitens des Vaters. Sie liebte kleine Spielchen. Dann schnippte er die Münze und kippte sie auf den Handrücken. Sehr ernst schaute er auf die fette Drei und seufzte. „Na schön, Luisa, aber dass du mir alles richtig machst.“

Luisa nickte, atmete tief durch und hörte sich die guten Ratschläge an, die er ihr mit auf den Weg gab. Dann stand sie allein auf der Weggabelung ins Niederdorf.

Es war ihr erstes Mal. Zum ersten Mal ging sie Schulden eintreiben. Sie war aufgeregt, aber immerhin war sie Exporteurin, sie war fertig mit der Expedientenschule. Sie

war bereit. Und ihr Vater schien jetzt sichtlich erleichtert, dass er nicht zu den Webern nach Hause gehen musste. Ihr Vater hasste es, hasste alles, was über sein Büro hinausging. Luisa würde ihre Sache gut machen.

Aber als sie dann in der Blockstube der Familie Weber stand, schwand ihre Zuversicht. In der Realität verhielten sich die Weber nämlich anders als in den Lehrbüchern.

Der ranzige Geruch von gequirltem Gänsefett, gemischt mit dem Duft nach Minze und Salbei, schlug ihr entgegen. Die Augengläser ihres Vaters wären in der Hitze sicher beschlagen und er hätte keine sehr pittoreske Erscheinung abgegeben, wäre er jetzt hier und müsste seine Gläser erst wischen, um den Durchblick zu bekommen. Er war aber nicht da, sondern sie. Allein. Aufgeregt in einer Weberstube, die von kleinen einsamen Öllämpchen erhellt wurde.

„Sie kommen wegen heut Morgen, ja?“ Maria Weber setzte sich, jetzt, nachdem sie Luisa eingelassen hatte, vor die Haspel. Sie nahm ihre Arbeit wieder auf, sicherlich nur, um sich von Angesicht zu Angesicht mit dem hohen Besuch an irgendetwas festhalten zu können.

„Ja. Wo finde ich Meister Weber?“

Schweigen.

Luisa schaute hinüber zum Webstuhl im hinteren Eck der Stube, von wo ein junger Bursche sie beäugte. Es war der Ziehjunge auf seinem Zieherpodest an der Längsseite des Webstuhls, Strippen in der Hand, Furcht im Blick. „Das Arbeiten am Zampelstuhl im Beisein Unbefugter steht

unter Strafe.“ - „Des Handwerks Recht und Ordnung“, Paragraph 14, Absatz 2. Die Lehrbücher kannte sie in- und auswendig und Luisa hätte das Gesetz gern zitiert.

„Im Bett ist er.“ Das sagte der Mann in der Webbank, den Luisa nicht sehen konnte, weil zu viel Webwerk den Blick versperrte.

„Im Bett. So, so. Hm-mmh.“ Luisa versuchte den Weber auf der Webbank, verborgen von den Strippen, die aus dem Himmel des Webstuhls wie Regenfäden flossen, zu erkennen. „Des Handwerks Recht und Ordnung“, - Paragraph 25, Absatz 12: „Das Webwerk darf nur von ein und demselben Weber ausgeführt werden, Zuwiderhandlung steht unter Strafe.“ Sie wurde nervös, weil hier gegen das Zunftgesetz verstoßen wurde und weil sie nicht wusste, was sie tun sollte. Zu ihrem Vater rennen und petzen? Kalter Schweiß trat in ihre Achseln. Selbst wenn sie mit ihren beiden Eltern, ihren vier Schwestern und ihrem Verlobten zusammen in einem Raum war, hatte es nichts so Beengendes an sich wie die augenblickliche Situation.

„Ich komme nämlich, um die Damastservietten abzuholen. Sie haben Ihre Abgabe versäumt.“ Wie unsinnig, die Leute daran zu erinnern. Sie ging das ganz falsch an! Außerdem war das letzte ihrer Worte vom Krachen der Weblade und des Weberschiffchens verschluckt worden. Nein, das lief ganz falsch ab. Luisa straffte ihre Haltung und erhaschte einen flüchtigen Blick auf die sehnigen Unterarme des Mannes, der die Fäden zu den kostbaren königlichen

Dresdner Servietten verarbeitete beziehungsweise längst damit hätte fertig sein sollen. „Ähm, also, die Servietten, Frau Weber. Die soll Ihr Mann heute Abend noch ins Kontor bringen. Sagen Sie ihm das, ja? – Gott befohlen.“ Luisa machte auf dem Absatz kehrt.

„Moment mal!“, rief der Mann in der Webbank.

Wie brüsk! Luisa fuhr herum. Die Stimme hatte sie erkannt. Caspar Weber! Der war doch auf der Beerdigung vom Emil Wanger gewesen. Da hätte er auch ins Kontor kommen können, um die Sachlage zu erläutern! Und überhaupt: Wie redete dieser Mensch mit ihr? Und ließ sich dazu noch nicht einmal blicken! Sie drückte demonstrativ die Türklinke herunter. Die quietschte zum Gotterbarmen.

„Warten Sie!“ Wieder so schroff! Luisa konnte den Weber nicht sehen, nur hören. Jetzt zählte er seine Anschläge, um den Faden nicht zu verlieren in einem Tuch, das längst abgebäumt und verpackt in Vaters Warenlager liegen sollte, gewebt von Meister Weber, wohlgemerkt, und nicht von dessen Sohn!

Sie schloss die Tür nicht gerade leise. Bleib ruhig!, befahl sie sich. Führe die Weber, Luisa, lass dich nicht von ihnen führen. Vaters Stimme in ihrem Ohr. „Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, Herr Weber, dass es nicht gestattet ist, in Anwesenheit eines Außenstehenden zu weben?“ Das hatte nicht streng genug geklungen! Außerdem scherte sich dieser Kerl überhaupt nicht um ihr Gebot! Erschleuderte das Weberschiffchen durch das Webfach. Was nahm der sich heraus! Sie räusperte sich und rief viel

lauter: „Und darf ich Sie darauf hinweisen, Herr Weber, dass dies dort der Auftrag Ihres Vaters ist – oder vielmehr war – und nicht Ihrer!“

„Oh Gott, Caspar, hör schon auf!“, mahnte ihn Maria Weber, aber das Weberschiffchen knallte weiter gegen die Wandung des Webstuhls. Luisa beobachtete die Weblade, die krachend, nein wütend, vom Weber zurück zum Brustbaum gezerrt wurde. Wer war hier wütend? Aber wenigstens war es endlich still.

„Pause, Balthasar.“ Das sagten die Mutter und der ältere Sohn wie aus einem Munde und der Ziehjunge, Balthasar, stieg vom Podest. Luisa hörte seine Knie knacken, während er sich an ihr vorbeidrückte. Die Türklinke quietschte, die Haustür krachte, flinkes Stapfen im Schnee, das verriet, dass der Junge das Heimlichste aufsuchte.

Luisa unterbrach den stillen Moment: „Also, was ist nun mit den Servietten?“

„Mein Vater arbeitet heute nicht“, sagte der Weber überflüssigerweise, während er aus der Webbank kletterte und sich damit Zeit ließ.

Der provoziert dich! Lass dich nicht ärgern! „Und wieso nicht?“ Luisa machte einen Schritt nach links, um an den Strippen vorbeisehen und den Weber beobachten zu können. Aber sie sah nur seine Hände. Kräftige Hände mit schmalen Fingern und sauberen Fingernägeln drehten die Spule aus dem Schiffchen und knoteten den Restfaden ab. Flinke, routinierte Bewegungen. „Wieso nicht? Was ist mit dem Meister?“ Mit Worten sparte man hier offenbar.

Diese Leute waren verbohrt und stur. Sie wollte nichts als heim. Es war spät und sie hatte Hunger. Durch die winzigen Fenster der Blockstube sah sie tiefe Schwärze, durchkreuzt vom Glitzern herabschwebender Schneeflocken. Auf den äußeren Fensterbrettern standen sogar schon die Körbchen für die Vögel. Hier konnte es wohl jemand kaum erwarten, dass zur Vogelhochzeit Ende Januar die Vögel in Scharen geflogen kamen und Zuckerzeug und Eiergebäck in die Körbchen legten, um sich für die Fütterung im Winter zu bedanken – im Winter, wenn die Weber reihenweise an der Weberkrankheit starben. Die Toten kehrten in den Körpern von Vögeln nach Hause zurück und man hatte dafür Sorge zu tragen, dass sie genug Futter bekamen. Bis jetzt lag statt Gebäck eine Handbreit Schnee in dem Körbchen.

Ein Krachen holte Luisa aus ihren Gedanken in die Weberstube zurück. Caspar Weber hatte die leere Spule des Webschützen in einen Korb geworfen und stellte sich jetzt mit dem Rücken ans Wärmeröhr in der Ofenwand.

„Hexenschuss“, fand Maria Weber endlich ihre Sprache wieder.

„Wie bitte?“

„Mein Friedrich hat's mit dem Rücken, Fräulein.“

„Oh nein, wie ärgerlich.“ Es fehlte nicht viel und Luisa hätte zornig mit dem Fuß aufgestampft.

„Pff!“ Das kam vom Weber, der ihr immer noch unhöflicherweise den Rücken zuwandte und vor dem Ofen stand. Er schüttelte den Kopf, sodass sein unordentlicher, offenbar

mit einem Restfaden zusammengebundener, dunkelblonder Zopf auf seinen Schulterblättern hin- und herschwang. Was gab es da den Kopf zu schütteln?

Luisa stemmte die Hände in die Hüften. Aber als er sich umdrehte, stockte ihr der Atem, fielen ihre Arme in die bauschende Schurwolle ihrer Pelerine. Dunkelblaue Augen, dunkelblau wie die Eisschicht des Pocheteichs, eisblau, aber nicht kalt. Augen wie tiefe Seen voller Stolz und Vorwurf starrten sie entgeistert an. Sie konnte seinem ernstesten Blick nicht standhalten. Und senkte die Lider direkt auf seine Füße. Luisa schauderte. Er hatte gar keine Schuhe an. Seine Füße mussten Eisblöcke sein!

„Und was mach ich jetzt?“

Er zuckte mit den Achseln, als sei sie einfältig. Die nachtblauen Augen dieses Mannes regten sie auf, aber sie hätte nicht sagen können warum. Als Balthasar die Stube betrat, drehte sich der Ältere wieder zum Wärmeröhr in der Ofenwand um, zog einen Topfhandschuh über und füllte aus einem Stieltopf etwas heiß Dampfendes in mehrere-Keramikbecher. Der Jüngere indes war auf der Hut, Luisas weiten Rock nicht zu berühren, während er sich in der Enge an ihr vorbeiquetschte. Gerade so, als sei sie eine Aussätzige. Ein Blick der Mutter hieß dem Jungen, sich an den Stubentisch zu setzen und der magere Kerl rückte umständlich den Stuhl zurecht. Auf dem Stubentisch herrschte ein heilloses Durcheinander: kleine Ringe, längliche klöppelartige Metallzapfen und ein zerzauster Federgarden, wozu, wusste Luisa nicht.

Hier war offenbar vorerst niemand bereit, mit ihr zu sprechen. Doch die kannten Luisas Hartnäckigkeit nicht. Wie um diese zu demonstrieren, zog sie ihre Handschuhe aus und atmete tief ein und wieder aus. Der Ältere der Webersöhne drehte sich gewandt um und balancierte zwei Becher und einen Holzteller, während er auf sie zuschritt. Luisa blinzelte unaufhörlich, wogegen sie machtlos war. Kurzerhand drückte er ihr einen der Becher in die Hand. Sie murmelte ihren Dank und schaute eigenartig berührt auf ihren Tee. Dann sorgte er mit dem linken Unterarm für Ordnung auf dem überfüllten Stubentisch und setzte dem Jungen sein Abendbrot vor, was nach Luisas Einschätzung eigentlich Maria Webers Aufgabe hätte sein sollen. Diese Sitten bei den Häuslern!

Maria Weber zumindest fand ihre Sprache wieder: „Also, das war so, Fräulein Treuentzien. Gestern war alles noch in Ordnung mit meinem Friedrich. Hatten früh noch das Strohblumen-Bukett“, Frau Weber sprach es so aus, wie man es schrieb – Bu-kett, „für den jungen Wanger gesteckt, und da, mit einem Male ...“

„Mama, lass das!“

„Wieso denn, Caspar, das Fräulein kann ruhig wissen, was hier los war! – Und heute Morgen, Fräulein Treuentzien, ging gar nichts mehr, konnte er sich nicht mehr rühren.“

„Ja, weil er tot war.“ Luisa wurde ungläubig angestarrt. Von allen dreien. Sie schmeckte Minze, Myrrhe, Salbei.

„Nicht der Emil Wanger, Fräulein, sondern mein-Friedrich.“

„Verstehe.“ Luisa räusperte sich verlegen.

„Der konnte sich nicht mehr rühren. Keinen Zollbreit, Fräulein Treuentzien. Konnte nicht mal auf die Beerdigung vom Emil.“

„Schon gut, Mama“, mischte sich Caspar Weber ein. „Das Fräulein interessiert es nicht, was mit Vater los ist, sondern was mit den Servietten los ist.“

„Richtig, also?“

„Es fehlen noch zweieinhalb Zoll.“ Jetzt hatte Frau Weber einen ganz anderen Tonfall, geradezu weinerlich. Schlimm. Wenn sie anfängt zu weinen, hast du verloren. Vaters Stimme in ihrem Ohr. „Zweieinhalb, Fräulein, zwei Fingernägel lang fehlen und alles wegen dem Hexenschuss!“

Wegen des Hexenschusses, verbesserte Luisa in Gedanken.

„Wir kriegen's nicht fertig, Fräulein.“ Maria Webers Kopf ruckte in Richtung Webstuhl.

„Mama! Hör schon auf!“ Caspar stellte seinen Becher ab, lehnte mit dem Gesäß an der Ofenwand und verschränkte in einem impertinenten Anflug von Überheblichkeit die Arme vor seiner Brust. „Zweieinhalb Zoll sind nichts Unmögliches. Sechs, sieben Stunden. Wir können's heut Nacht schaffen.“

Maria Weber drehte sich abrupt zu ihrem Sohn um.

Da war Luisa in etwas Privates hineingeraten. Sie räusperte sich abermals, damit man nicht vergaß, dass sie noch da war.

Das wirkte. Die Weberin drehte sich wieder zu ihr um und meinte: „Balthasar ist nicht so schnell. Man muss jeden seiner Handgriffe kontrollieren. Er verliert ständig den Faden.“

„Fpimmp gar nich!“

„Red nicht mit vollem Mund, Junge!“, fuhr die Frau den Jungen an. Sie sollte sich lieber um den Benimm ihres Ältesten Sorgen machen, überlegte Luisa. Dem schenkte sie einen Blick, der klar machen sollte, wer hier das Regiment führte. Klare Worte musste sie mit denen sprechen! „Kann kein anderer das Tuch ziehen? Wo sind Ihre Töchter, Frau Weber?“

„Im Bett, wo sie hingehören!“, antwortete Caspar Weber anstelle seiner Mutter. Sein „Das geht dich gar nichts an“-Blick ärgerte Luisa.

„Tja, Frau Weber, das müssen Sie entscheiden. Was ein Ausfall bedeutet, muss ich Ihnen doch nicht erklären, oder?“ Die Weberin schüttelte knapp den Kopf, ängstlich. Luisa war sich ihrer Macht bewusst. „Es ist doch so“, wurde sie jetzt sachlich, „vom sächsischen Königshof sind fünfundvierzig solcher Servietten bestellt worden. Die fehlenden zehn hier hätte Ihr Mann heut Nachmittag ins Kontor bringen sollen. Mein Vater hat bereits alles für den Export fertig. Morgen früh um halb sechs wird er das Zeug nach Westen, nach Dresden bringen. Mit oder ohne Ihre zehn. Tja, Frau Weber, Sie ruinieren sich und uns, wenn Sie die nicht abgeben.“ Luisa machte eine laxen Handbewegung Richtung Zampelstuhl.

Wenn Blicke töten könnten! Sie wurde von Caspar Webers zu schmalen Schlitzten verengten Augen durchbohrt. Für wen hielt der sich! Caspar Weber musterte sie ungeniert von oben bis unten, ganz ungeniert, und quittierte ihren feinen Aufzug mit Arroganz, die ihm nicht zustand! „Über Nacht machen wir die fertig.“

„Das ist nicht erlaubt.“

Er zuckte wieder nur mit den Achseln und starrte sie frech an. Seine Winteraugen erinnerten sie spontan an Caspar David Friedrichs Gemälde „Eismeer“, das dominiert war von diesem Blau.

Sie entledigte sich ihres Bechers auf dem wüsten Tisch. Das Rascheln ihres gesteppten Unterrocks übertönte jedes feine Geräusch, als sie unaufgefordert tiefer in die Stube trat und sich an den Zampelstuhl stellte. Dann tat sich gar nichts mehr. Kein Atemzug. Kein Wimpernschlag. Ihre ganze Anspannung wich devoter Faszination, als sie sah, was hier geschaffen wurde. Unfähig zu sprechen, sich zu regen, zu atmen in andächtigem Einklang mit dem Schönen, stand sie hinter der Webbank und schaute auf die weiß in weiß schimmernden Blattranken, die das wunderbar filigrane Mittelstück des Tuches einrahmten. Luisa liebte schöne Dinge. Sie liebte diffizil gemalte Landschaften in Öl oder Pastell, die dem Spiegelbild der realen Entsprechung in nichts nachstanden, zum Greifen echt waren. Sie liebte es, wenn die Nebel im Mandautal die Mauern des Schlosses der Herren zu Kyaw einwoben und das erste orange-gelbe Morgenlicht ihr ein Gruß aus einer

anderen Welt war. Und sie liebte schöne, gemusterte Stoffe. Und dieser Stoff hier war schön! Sie fand ihre Sprache wieder: „Zeigen Sie mir, von wo an Sie – nicht Ihr Vater, sondern Sie – gearbeitet haben!“

Caspar Weber stellte sich neben sie und zeigte ihr die Stelle, von der an er gewebt hatte. Luisa kramte in ihrer Tasche nach ihrem Fadenzähler, einer kleinen Lupe, die in einer U-förmigen Messingfassung steckte, legte die winzige Lupe an, beugte sich hinunter und betrachtete die Struktur der Atlasbindung. Makellos! Nahtlos! Das war nicht möglich! „Sind Sie sicher?“

„Hm-mmh.“

Wie konnte das sein? Es war bis zum heutigen Tage niemandem gelungen, an die einwandfreie Ware eines Meisters Friedrich Weber heranzukommen oder sie in Güte gar zu übertrumpfen. Meister Weber war der beste Damastweber des ganzen Ortes, einer der besten der Region. Luisa hatte auf der Expedientenschule gelernt, dass jeder Weber seine eigene Handschrift, seine eigene Schussführung hatte und dass es verboten war, ein Tuch von verschiedenen Webern machen zu lassen, weil man die unterschiedliche Schussführung immer erkennen würde. Aber hier war offenbar das nie da Gewesene vollbracht worden: Friedrich und Caspar Weber führten denselben makellosen Schuss ins Atlasgewebe ein!

Die Hitze des Mauerofens benebelte Luisas Gedanken. Ihre Haut glühte unter dem dicken Mantel, unter ihrem in der Taille eng geschnürten Kleid, unter ihrem Korsett, dem

viel zu engen Ding, in ihren Lammfellstiefeletten, ihren Handschuhen und unter ihrer Kapuze. Zumindest Letztere lüftete sie jetzt. Ein barmherziger Luftzug streifte ihren Nacken und ihre Ohren.

„Gut.“ Sie straffte ihre Haltung, verstaute den Fadenzähler in ihrer Tasche.

Er zeigte keine Regung. Er würde die halbe Nacht reglos neben ihr stehen können, um ihr Wort abzuwarten.

Luisa ertrug es nicht, von ihm gemustert zu werden. „Das schaffen Sie nie und nimmer. Außerdem ist es verboten.“

„Egal, ich mache das heut Nacht!“

Wieder brodelte Luisa innerlich. Der Familie Weber sagte man diesen Stolz nach, der es den Verlegern schwer machte, mit ihnen zurechtzukommen.

Caspar Weber trotzte ihr.

Sie trotzte zurück: „Sie schon gar nicht! Es ist immer noch der Auftrag Ihres Vaters und nicht Ihrer.“

„Sie müssen es ja nicht weitersagen.“

Hielt man sie also für eine Petze? Luisa suchte den Blick der Weberin. Mit der konnte sie nicht rechnen, denn die trocknete ihre Augen. Ein befremdlicher Anblick. Sie selbst hatte nicht mehr geweint, seit sie die kaufmännische-Prüfung abgelegt und die Bestnote um zwei Prozent-vertefht hatte. Luisa ärgerte sich jetzt wie damals. Sie merkte nicht, dass sie die Hände zu Fäusten ballte. Die Welt war zu ihr nicht gerecht, weil sie eine Frau war.

„Was soll ich mit den Tüchern machen? Mir den Arsch damit abwischen?“ Seine Stimme war jetzt ausgesucht

scharf, aber nicht laut, und Luisa entging weder das Grinsen des Jungen am Tisch noch das Seufzen der Weberin vorn an der Haspel.

„Sie werden die Servietten abgeben: zehn Stück, sobald die letzte fertig ist. Als Leerfahrt. Mein Vater wird sie nach Dresden nachliefern. Sein Ruf wird dann angekratzt sein, keine Frage. König Anton wird die Verspätung nichtbilligen. Ganz zu schweigen von Ihren Verlegern Liebig & Co. Sehen Sie, wie viele Menschen da dran hängen?“

Wieso war sie so streng? Sie waren doch willig! In ihren Lehrbüchern hatte nie auch nur ein Wort über willige Weber gestanden. Sie war verunsichert. Ihr Blick huschte zu Balthasar hinüber. Dem war das Grinsen vergangen. Mit vollem Mund saß er da und guckte, als getraute er sich nicht, den letzten Bissen hinunterzuschlucken, guckte, als bereute er, das Butterbrot aufgegessen zu haben. Was hatten sie heute gegessen?, überlegte Luisa. Es war Montag. Vor der Arbeit und weit vor dem Morgengrauen hatte es wohl Brotsuppe gegeben, zum Frühstück Butterschnitte, zum Mittag Kartoffeln mit Pelle und Hering, vielleicht zwischendurch noch eine Quarkschnitte und abends das, was vom Tage übrig geblieben war. Ja, sie ruinierte mit dem Urteil ihres Vaters eine achtköpfige Familie.

Das war nicht ihre Angelegenheit! Luisa raffte ihren Rock und drückte sich am Mann vorbei. Sie schritt rasch zur Tür, zog ihre Handschuhe über. Niemand hatte heraufbeschworen, dass Meister Weber krank wurde. Luisa

hatte nichts dafür gekonnt, dass die Prüfer ihr als Frau nur achtundneunzig Prozent zutrauten! Und heute konnten die Weber nichts dafür, dass der Verleger Liebig und der Exporteur Treuentzien den Webern die Arbeitszeit auf genau diesen heutigen Tag bemessen hatten. Achtundneunzig Prozent eben.

Ihre Hand lag schwer auf der Türklinke, aber sie schaffte es nicht, sie hinunterzudrücken. Sie atmete langsam aus. „Herr Weber?“

Keine Antwort. Man wartete.

„Haben Sie vielen Dank für den Tee.“ Sie starrte auf das Holz der Stubentür, es war gebeizt, aber deutlich zerfasert. „Bitte richten Sie Ihrem Vater meine Genesungswünsche aus.“

Keine Reaktion von Caspar Weber.

Die Klinke wollte dem Druck ihrer Hand nicht nachgeben. Sie scheuerte mit dem Daumen auf dem Eisen. „Und sagen Sie ihm bitte, dass ich morgen früh um halb fünf im Kontor auf ihn warten werde. Ich werde ihn dort mit zehn Damastservietten erwarten.“ Was tust du hier eigentlich?

Keine Antwort. Sie drehte sich zu ihm um. Seine Augen - nachtblau, zu Schlitzen verengt. Misstrauen.

„Haben Sie gehört?“

Ein Nicken auf der Hut.

„Richten Sie ihm auch aus, dass er sich von niemandem sehen lassen soll. Und sagen Sie vor allem den anderen Webern nichts!“

Skepsis in seinen wundervollen Augen.

„Halb fünf, nicht später, sonst verpassen Ihre Tücher die Kutsche nach Dresden. Das wäre schade nach all der Mühe!“

Das Nachtblau erhellte sich, weil seine Lider sich entspannten. Caspar Weber straffte seine Haltung.

„Dann werde ich Ihrem Vater auch den nächsten Auftrag aushändigen, Musterzeichnung et cetera ...“ Sie wandte sich ab und starrte noch einen Moment auf Spuren von grüner Farbe. Irgendwann war die Tür mal grün angestrichen gewesen. Was tat sie hier eigentlich. Bist du verrückt? Ihr Herz stolperte entsetzlich. Sie versetzte der Türklinke einen Ruck. Die senkte sich quietschend. „Guten Abend.“ Sie zog die Stubentür auf.

„Danke.“

Sie wirbelte herum, sah sein Dunkelblau blitzen. „Danken Sie mir nicht, sondern sorgen Sie dafür, dass die zehn Servietten im Kontor ankommen ... und die Musterzeichnung.“

Die Musterzeichnung kam nicht in ihrem Kontor an, aber die zehn Servietten.

Sie tat die halbe Nacht kein Auge zu, dämmerte weg, schreckte hoch aus Angst zu verschlafen. Und dachte immer wieder an seinen Gesichtsausdruck, als sie ihm erklärt hatte, dass der Auftrag als Leerfahrt abgenommen würde. Hingerichtet hatte er sie, verurteilt. Eissplitteraugen.

Sie drehte sich auf die Seite, um aus dem Fenster zu schauen. Ludovike, mit der sie das Bett teilte, zerrte im Halbschlaf murrend an der Decke. Nichts als Schwärze sah Luisa durch die Scheiben. Der vierte Glockenschlag. Sie stieg aus dem Bett, auf der Hut, weder Josephine noch Ludovike, mit denen sie das Zimmer teilte, aufzuwecken. Haare zum Knoten gedreht, Hauskleid angezogen, eiskaltes Wasser ins Gesicht gespritzt, auf Zehenspitzen die Treppe hinab. Sie holte sich aus der Küche eine Handvoll Buttergebäck, das Bettine, die Magd, frisch zubereitet hatte, und lehnte dann die Haustür an, damit Meister Weber nicht anklopfen oder gar die Schelle ziehen musste. Im Kontor probierte sie alle Hocker und Stühle aus, knabberte ihre Plätzchen, lief Meilen im Quadrat. Sie war nervös und hatte Angst, dass jemand im Hause wach wurde. Punkt halb fünf Uhr hörte sie das Schlurfen von unförmigen Bundstiefeln im Schnee.

Mit dem Rücken zum Raum stand sie an ihrem Schreibpult und kontrollierte zum hundertsten Male die vorbereiteten Utensilien und die Bücher. Ihre erste eigene Damastabnahme. Das war etwas anderes als Leinwand.

Sie atmete tief durch, drehte sich um und zuckte zusammen. „Wo ist Ihr Vater?“ Ihre Stimme war ein Krächzen, weil sie nicht mit den Eissplitteraugen gerechnet und die Plätzchen ohne etwas zu trinken hinuntergewürgt hatte.

„Im Bett. Ich hab ihn nicht herkommen lassen, weil er sich kaum rühren kann.“ Seine Stimme war vergraben unter

einem flauschigen Schal aus dunkel gefärbter Schafswolle. „Also? Nehmen Sie's von mir auch?“ Herausfordernd zuckten seine Unterlider.

Sie wusste, dass er merkte, wie aufgeregt sie war. Tiefes Ausatmen, gepaart mit einem resignierenden Nicken, und schon machte sie sich ans Werk, ließ ihn die abgebäumte Ware auf dem Tisch ausbreiten. Zehn Servietten, die ihr dieses Gefühl hilfloser Überwältigung wie schon am Abend zuvor gaben. Zehn makellose Servietten: blütenweiß, rein und unschuldig. Zu schade, um sie an schwülstige Lippen, besudelt von Bratenfett und Schokoladensoße, zu führen. Ihr Fadenzähler offenbarte ihr einwandfreie Ware. Luisa hatte schon viele Tuchbahnen gesehen, auf denen die Stücke verschiedener nicht hätten sein können, weil der Weber je nach Tagesform den Schussfaden energischer oder kraftloser eingetragen hatte und das Muster in dem einen Tuch gedrungen, im anderen gestreckt wirkte. Bei der Ware eines Friedrich Weber jedoch waren solche Unterschiede nie vorgekommen. Die Dichte der Bindung war von der ersten bis zur zehnten Serviette identisch. Kein Fadenbruch, kein Fehler im Muster, kein stehen gelassener Trittfehler. Als habe der liebe Herrgott die erste Serviette wie durch ein Wunder vervielfältigt – wie von Maschinen gemacht. Ein absurder Gedanke!

„Na, schön, Herr Weber“, Luisa mied den Blick in seine blutunterlaufenen Augen und widmete ihre Konzentration den Auflagenbüchern, die eigentlich schon abgezeichnet waren. Sie machte einen fetten Strich unter „Weber“. „Ich

muss Ihnen keinen Vortrag in Sachen Pünktlichkeit halten, oder?“

Caspar Weber sparte sich eine Antwort. Er hatte inzwischen die Servietten in raue, kratzige Lagerjute verpackt. Luisa entnahm derweil dem Eisenschrank hinter dem Schreibpult die blecherne Kasse. Stumm zählte sie die volle Summe ab, die eine makellose Arbeit verdiente. Sie türmte die Schillinge, Groschen und Pfennige übereinander und schob mit kurzen Bewegungen die Türmchen zur anderen Tischseite hinüber.

Die Weber bekamen zwanzig Taler für zehn Servietten. Die Treuentziens bekamen zwanzig Taler für eine Serviette. An diesem frühen Morgen ging ein Warenwert von zweihundert Talern über den Tisch, worüber Caspar Weber und die anderen Damastweber nur spekulieren mochten. Er und seine Sippe bekamen für die monatelange Knochenarbeit ein Zehntel des Warenwertes ausgezahlt. Zwanzig Taler für einen Winter harter Arbeit. Sie wurde vom Mann keines Blickes gewürdigt, während der die Münzen einstrich, um sie in seiner Rocktasche verschwinden zu lassen.

„Dann schauen wir mal.“ Das sagte sie nur, um irgendetwas zu sagen. Sie war kein Mensch, der mit Stille gut zurechtkam. Sie zog aus dem Regal hinter sich eine Papierrolle. Der neue Auftrag. Caspar Weber in seinem meterlangen Wollschal, den liederlich im Gesicht hängenden Haarsträhnen, den Augenringen – Zeugen einer durch-

gearbeiteten Nacht – und der Schnupfnase machte nicht den Eindruck, auf einen Auftrag verzichten zu können.

Die Musterzeichnung, die auch Patrone genannt wurde, bestand aus mehreren Papierbögen. Caspar Weber beugte sich über die in kleine Quadrate gerasterte Portraitzeichnung.

„Der Ostritzer Stadtrichter“, erklärte sie überflüssigerweise. Es interessierte einen Damastweber sicherlich nicht, wessen Gesicht er in eine Atlasbindung webte, sondern wie viel Zeit er zur Verfügung hatte. Luisa gab vor, genauso wie der Mann die Patrone zu studieren, tatsächlich aber wanderten ihre Augen immer wieder über sein Gesicht, das sie faszinierte. Warum, hätte sie nicht sagen können. Sie erkannte den kleinen silbernen Ohrring in seinem linken Ohr. Die Weber bekamen nach bestandener Lehrzeit einen Ohrring, und nur, wenn sie sich fehlerhaft betrogen, wurde er ihnen herausgerissen. Schlitzohr. Sie schauderte. Aber er war keins. Er hatte ehrliche Augen und die irrten auf der Musterzeichnung umher, als läsen sie in einem Buch. Seine Hände ruhten rechts und links neben der Zeichnung und seine Finger tippten auf der Tischplatte zu einem Takt oder einer Melodie, die einzig in seinem Kopf existierte. Unerwartet große Ehrfurcht vor Caspar Weber erfüllte Luisa.

„Gütestufe?“

Eifrig blätterte sie im Auflagenbuch, um ihm antworten zu können. Sie hatte das so oft bei ihrem Vater beobachtet, aber Caspar Weber brachte sie durcheinander. Wieso? Er

war nur einer von Hunderten, mit denen sie zu tun hatte, aber der Einzige, mit dem sie je allein in einem Raum gewesen war. Hunderte, für deren Leben sie sich nie interessiert hatte. In diesem Jahr klapperten am Ufer der Mandau neunhundert Damastzugwebstühle, lebten im Dorf zwölf Webstuhlbauer, fünf Blattbinder, fünf Mustermaler, neun Mustermacher, zweihundertfünf-Damastwebermeister, achthundertneunundvierzig Damastwebergesellen, dreiundneunzig Musterzieher, sechzig Treter, sechsundsiebzig Lehrlinge. Und in den kleinen neuen Fabriken arbeiteten zuweilen sieben Weber gleichzeitig an großflächiger Tisch- und Bettware für den Königs- oder Zarenhof. Luisa verabscheute die Fabriken. Die Häusler Weber waren, genau wie Luisa und ihr Vater, an den Fabrikanten Liebig & Co. gebunden. Was Liebig & Co. verlegte, wurde durch Export Treuentzien von den Häuslern abgenommen und versandt.

Caspar Weber war einer der achthundertneunundvierzig Damastwebergesellen des Ortes, einer der wenigen Mustermacher, die die Musterzeichnung in die Webstuhlschnüre einlasen, einer der dreiundneunzig-Musterzieher. Es ging das Gerücht, dass er den Mustermalern Konkurrenz machte, aber das glaubte niemand so recht, weil ein Mustermaler an den großen-Kunstakademien von Dresden, Leipzig, Prag oder Wien ausgebildet werden musste. Ein Mustermaleranwärter hatte unheimlich viel Geld zu bezahlen, um Mustermaler zu werden. Caspar Weber hatte kein Geld.